

datacolor

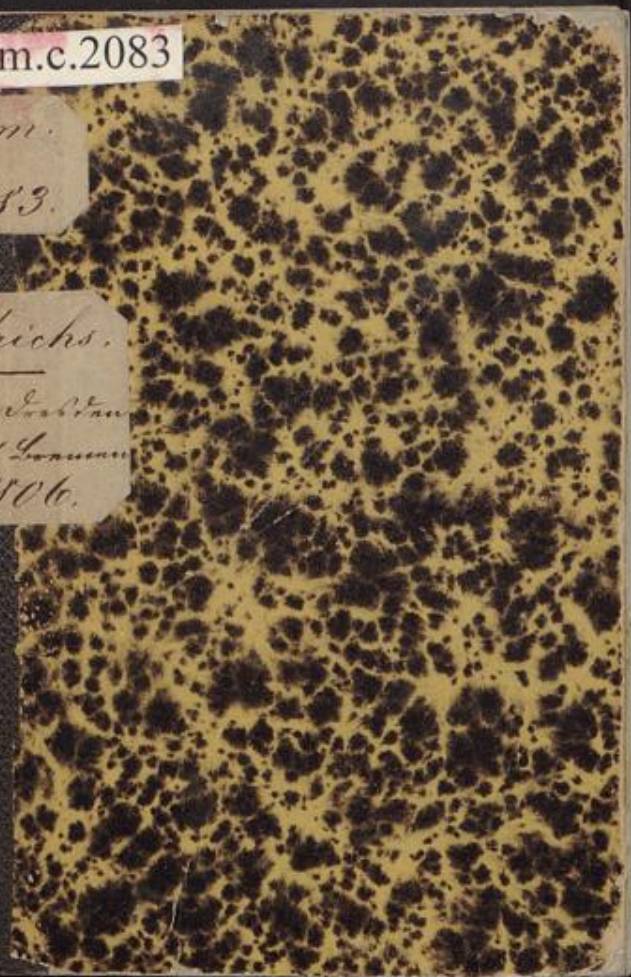


Brem.c.2083

*Brem.  
c.  
2083.*

*Celrichs.*

*Neu Erdman  
aus Lannum  
1806.*



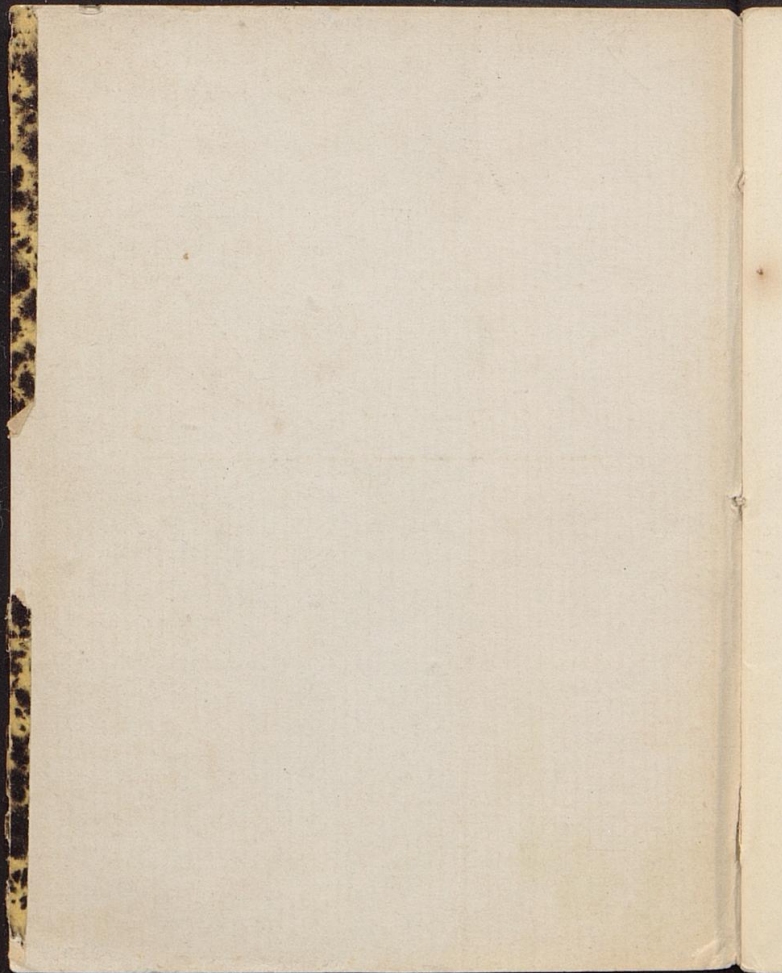
Brem.c.2083

*Brem.*

*c.  
2083.*

*Celrichs.*

*Non Erubescit  
inquit Dominus  
1806.*



Von Dresden nach Bremen

im Jahre 1806.

Reisebeschreibung

von

Margarethe Delrichs.



NEW YORK.

Weihnacht 1881.

Druck von Schumacher Brothers.

Hon. Breiten nach Breiten

im Jahre 1800

Handelsbeschreibung

von

Stargardische Gesellschaft



New York

Winter 1881

Druck von Schumacher Brothers

Den Kindern, Enkeln

und

Nrenkeln

von

Margarethe Melnichs

gewidmet

zum

29 April 1882.

George Washington

Washington

George Washington

Washington

Washington

Washington

## VORWORT.

Dem für Deutschland so unglücklichen Jahre 1806 verdankt nachstehende Reisebeschreibung ihr Entstehen. Die Verfasserin derselben, Margarethe Oelrichs, wurde am 29sten April 1782 in Bremen geboren; sie war die Tochter des Stadtrichters Georg Oelrichs; schon früh zeigte sich bei ihr eine entschiedene Vorliebe zum Zeichnen und Malen. So bezog sie, 23 Jahre alt, die Kunst-Akademie zu Dresden, um ihre Talente weiter auszubilden. Etwa ein Jahr nach der Niederschrift der folgenden Zeilen heirathete sie den Dr. jur. Isaac Hermann Albert Schumacher, späteren Rathsmann und Bürgermeister zu Bremen. Leider war ihr kein hohes Alter beschieden; sie starb schon am 26sten Juli 1823.

Um nun das Andenken an unsere Urgrossmutter bei den Verwandten wieder aufzufrischen, haben wir zur Feier ihres hundertsten Geburtstages die nachfolgende kleine Schrift gedruckt. Möge sie eine willkommene Gabe sein.

Hermann Albert Schumacher.  
Friedrich Wilh. Schumacher.



Durch den Ausbruch des unglücklichen Krieges, den Kaiser Napoleon nebst den Rheinbundfürsten gegen Preussen und Kursachsen führte, wurde meine Reise von Dresden nach Bremen so reich an Begebenheiten, dass ich sie ungern aus meinem Gedächtnisse verliere; vielleicht wenn ich als altes Mütterchen in meinem bequemen Lehnstuhle die Blätter zur Hand nehme, macht es mir noch Freude den Spuren der Erinnerung nachgegangen zu sein. Der für mich auf der Dresdener Kunst-Akademie so glücklich verlaufene Sommer 1806 neigte sich zum Herbste. Das Heimweh wurde durch den herannahenden Winter immer drückender und die Furcht immer lebendiger, noch einmal den Winter in der fremden Stadt durchleben zu müssen. Wer war froher, als ich wie die Aussicht sich eröfnete mit Frau Doc-

torin Georg Grøning und deren liebenswürdigen Tochter in die Vaterstadt und in die Vaterarme zurückzukehren.

Ich hoffte mit Jubel die letzten Tage in Dresden zu verbringen und als Wegweiser der Grøning'schen Familie alle Herrlichkeiten noch einmal zu begrüßen und zu geniessen — allein ich wurde krank und noch halb krank in den Wagen gepackt.

Wir kamen durch die schönsten Gegenden nach Meissen, wo unter Rebenhügeln an den Windungen der Elbe Dørfer und einzelne Gehœfte freundlich hervorgucken, wie Mædchenaugen unter einem Blumenkranze. Es schien dort Friede und Freude zu wohnen; aber ach! die Fackel des Krieges war schon angesteckt und fiel verheerend auch auf dies Glück.

In Meissen fanden wir Alles im Getümmel. Preussische Artilleriezüge nahmen uns die Pferde, sodass wir dort übernachteten mussten. Wir Mædchen benutzten diesen Aufschub um den Dom zu besehen, der als eines der schönsten Denkmæler gothischer Baukunst berühmt ist und wegen der reizenden Aussicht, die sei-

ne hohe Lage gewährt. Lange schweiften unsere Blicke nach allen Richtungen und ich winkte Dresdens Thürmen den letzten Abschiedsgruss zu. Es dämmerte schon, als wir das Innere dieses herrlichen Baues betraten, wo wir, überrascht von dem gewaltigen Eindrücke uns eng nebeneinander schlossen, und uns durch die alten Bilder, Gräber und Hallen in längst vergangene Zeiten zurückgesetzt fühlten. Die Stille des Orts, wo jeder Fusstritt dumpf tönte und durch den Wiederhall unsere Stimmen uns selbst fremd wurden, wo ein falber Schein der verschwindenden Sonne seltsam durch die bunten Scheiben fiel, erhöhte die wunderbar-feierliche Wirkung. So müssten alle Tempel sein; da wird der Mensch abgezogen vom irdischen Getriebe und fühlt sich der Gottheit näher! Die Dunkelheit mahnte uns an das Heimkehren, wo wir denn auch bald die Besorgnisse der uns ängstlich harrenden Mutter Gröening endigten.

Am anderen Morgen hatten wir eine weite Tagereise von elf Meilen zu beginnen, welche durch die ausgetretene Mulde in dreizehn ver-

wandelt wurden. Wer war froher als wir, wie endlich Nachts um zwöelf Uhr die Menge blinkenden Lichter uns die Næhe Leipzigs verkündete. Wir kehrten nach unserer Meinung in den von Dr. Grœning empfohlenen „Hotel de Saxe“ ein. Die Doctorin vergass, dass Wirthe die Reisenden wie Waaren ansehen und von ihrer Persœnlichkeit wenig Notiz nehmen. Sie fragte, was ihr Mann gesagt habe, wo sein Lieblingsplatz gewesen? u. s. w. Der Wirth zeigte das Fenster, wo er seine Morgenpfeife geraucht, und sprach viel von seiner Güte und freundlichem Wesen. Wir bezeichneten unsere Adresse mit „Hotel de Saxe“ und am Ende klærte es sich auf, dass wir durch vereinte Spitzbüberei des Wirthes und des Postillions in „Hotel de Berlin“ eingerückt waren, wo es theuer, schmutzig und schlecht ist.

Leipzig hat ein sehr gefälliges Ansehn durch die gleiche Bauart und die angenehmen Spaziergænge, durch den Wohlstand, das Leben, das der Handel mit sich bringt, das Geschæft, das sich jetzt durch den Zusammenfluss der Fremden verdoppelte, welche die nahe Messe herbei-

führte. Da unser Aufenthalt nur auf einige Tage bestimmt war, so bedauerten wir sehr nicht bis zur Messe hier bleiben zu können; aber das Schicksal wollte es anders. Unter den reichen Gastmählern, welche mehrere Leipziger der Frau Doctorin Gröning gaben, ward Annchen krank; bald zeigte sich das Scharlachfieber, welches in Leipzig so sehr gewüthet hatte, dass man den Tod mit den Namen verband. Der Arzt wollte nicht, dass ich im Hause bleiben sollte; ich war in einer fremden Stadt völlig verwaist, da der aus Bremen gebürtige tüchtige Buchhändler Herr Georg Joachim Goeschen in Grimma war. Weinend antwortete ich dem Dr. Kapp, ich kenne hier Niemanden; grossmüthig bot er mir sein Haus an. Indessen war es mir drückend bei Jemandem zu wohnen, dem ich nicht vergüten konnte. Es fiel mir ein, dass der alte Anton Graff, der bekannte Porträtmaler aus Dresden, hier sich aufhalte, um einen Saal mit den Bildnissen Leipziger Rathsherren zu schmücken. Durch seine Vermittelung wurde ich in sein Logis bei der Frau Graeff, der Wittwe eines Buchhändlers, aufgenommen. Da lebte ich

sehr froh; ich war immer des heitern, Greises Liebling, half ihm, die Röcke der Rathsherren untermalen und machte ihn oft lachen, wenn ich bei den Sitzungen gegenwärtig war und die Herren mit möglichen angenehmen Mienen einrückten, um sich der Zukunft zu präsentiren. Zwischendurch malte der Professor ein sehr ähnliches Portrait des Kurfürsten, von dem er in seiner besten Zeit ein vortreffliches Bild gemalt hatte, das er nun zum 51sten Male copirte. Mit jugendlichem Eifer malte er einen schönen polnischen Prinzen, der in Leipzig studierte, und das Portrait des Dichters Siegfried August Mahlmann. Er war sehr befreundet mit dem reichen Lœhr'schen Hause, wo er auch immer speiste. Jedermann, auch Graff, fand, dass ich mit Fräulein Lœhr, der einzigen Tochter des berühmten Kupferstechers, die grösste Ähnlichkeit habe. „Ich muss sehen, ob das des Teufels Blendwerk ist,“ sagte er. Da half Nichts; ich musste mit ihm. Mit klopfendem Herzen trat ich in einen grossen Saal, der mit den schönsten Gemälden geschmückt und durch spanische Wände durchschnitten war, welche auch an beiden Seiten mit

Bildern behängt waren; denn die Lœhr'sche Sammlung ist weit und breit berühmt. Ich besahe diese ganz eifrig mit meinem alten Führer; da erblicke ich plötzlich in einem Spiegel das Bild einer Dame, welche mich von oben bis unten betrachtet: mein älteres Ich. Wie herzlich lachte mein alter Satyr, welcher die ganze Scene eingeleitet hatte! Fräulein Lœhr kam hervor und begrüßte mich aufs Freundlichste; nun wurden wir nochmals vor den Spiegel gebracht, und der Alte konnte sich des Naturspiels nicht satt sehen. Es ist wahr dass, eine grosse Ähnlichkeit blieb, nur in Einzelheiten waren Abweichungen; die Veränderung der Jahre brachte grösseren Ernst in das Gesicht der anderen Dame. Sie fasste eine grosse Zuneigung zu mir, da ich ihr zweites Ich war.

Die berühmte Leipziger Messe nahm ihren Anfang, und den ersten Morgen, da alle Herrlichkeiten ausgestellt waren und die ganze Stadt einer Reihe von Buden glich, vergass auch ich mich im Anschauen derselben. Nur Schade, dass mein Geldbeutel in keinem Verhältnisse zu meinen Wünschen stand.

Das Ungewitter des Krieges zog immer näher; die Truppenmärsche mehrten sich; endlich rückten die Stadtsoldaten auch aus; die Thore wurden mit Invaliden besetzt. So nahe am Kriegs-Schauplatze, wurde Leipzig völlig preisgegeben, wenn der Feind siegte. Ich glaube, dass der Untergang vorbereitet wurde durch die thörichte Sicherheit der Preussen, welche darum wetteten, ob sie das Neujahr in Paris feiern und die erste Schlacht auf französischem Boden liefern würden, während der Feind schon lange die Grenze hinter sich gelassen hatte. Dazu kam das zerstückelte Wesen der Sachsen, welche Alles auf dem gewöhnlichen Weg langsam besorgten, sodas später die Nachricht des Separatfriedens mit der gelben Kutsche kam und Leipzig beinahe zwei Tage länger den Drangsalen des Krieges ausgesetzt wurde, als noethig gewesen wäre.

Gern wären wir vor dem Ausbruche des Unheils in unsere friedliche Heimath zurückgekehrt; allein Annchen genas langsam, und konnte die Beschwerden der Reise nicht ertragen. Jetzt entstand eine ängstliche Stille. Gerüchte durch-

kreuzten und widersprachen sich; der Lauf der Posten war gehemmt und die Köepfe der Einwohner waren voll der fürchterlichsten Phantasien. Die erste wirkliche Ruhestoerung geschah in einer Nacht; es sprengten feindliche Husaren durch die Stadt, forderten Brandschatzung und weckten die Rathsherren; diese sollen ihnen auch einige tausend Thaler gegeben haben. Am folgenden Morgen fand es sich, dass nur fünf Mardoers die hülflose Lage Leipzigs gewittert hatten. Indessen schlich sich das kaufmännische Interesse noch leise mit durch, obgleich Jeder versicherte, nie eine solche Messe erlebt zu haben, bis am 13ten October, am Tage vor der Schlacht von Auerstädt, des Mittags ein Regiment franzoesischer Husaren durch die Stadt sprengte. In einem Nu waren alle Læden geschlossen; jedes Gewerbe stockte; die Landbewohner flüchteten sich in ihre Dœrfer; der Fremde wollte in seine Heimath; es fehlte an Pferden. Auch wir sehnten uns nach dem kleinem Kreis der Unsrigen — aber Annchen war noch zu schwach.

Am 14ten, an einem der lieblichsten Herbst-

morgen, hörte man das Gebrüll der Kanonen, gleich einem fernen Gewitter. Nun strömte Jederman nach dem Reichelschen Garten, wo man es am Deutlichsten hörte. Die Thürme waren immer voll von Beobachtern, welche in die Ferne spähten. Jede Lebensordnung hörte auf. Wie ist der Mensch so frei und doch so eingengt; das Schicksal eines ganzen Volkes richtet sich nach solchen entscheidenden Tagen und in dem Augenblick selbst vermag er nicht zu berechnen, was in einem Zwischenraum von einigen Meilen vorgeht. Das Hören der Kanonen, wenn ihre mörderischen Schlünde gegen Menschen gerichtet sind, ist eine solche beklemmende Empfindung, als wenn das Herz abgedrückt wird. Jetzt hört man es brüllen; man horcht wieder und wieder, holt kaum Athem, horcht und es beginnt von Neuem und immer von Neuem.

Abends kam ein leicht verwundeter preussischer Husar, welcher die Nachricht ausbreitete: der Sieg wäre unser! Diese frohe Botschaft belebte alle Einwohner; es ward manche Punschbowle geleert und Siegeslieder wurden gesungen, wäh-

rend immer in den Pausen, bald lauter, bald schwächer ein tiefer, ferner Bass gebrummt wurde, wie eine Stimme böser Geister. Oh, dass man den folgenden Tag geahndet hätte! Verwundete wurden von allen Seiten gebracht; Verzweiflungsvolle erzählten von der schrecklichen Niederlage. Der aufdampfende Muth war ver-raucht; Jeder fürchtete das Schlimmste.

Jetzt rieth man uns allgemein, schnell abzu-reisen, um über Halle und Halberstadt der sieg-reichen Armee zu entgehen; denn man vermu-thete, dass die Franzosen geradenwegs auf Leip-zig marschieren würden. Wir wagten also die Fahrt, obgleich unsere arme Kranke noch nicht genesen war.

Am 15ten früh kam noch ein Herr und rieth uns, der grösseren Sicherheit halber den Weg über Dessau einzuschlagen. Wie klopfte mir das Herz; ich sollte meine geliebte Luise Gœ-schen, die Tochter des vorhergenannten Bremi-schen Buchhändlers, wiedersehen; allein der Bediente, welcher sich klüger dünkte als seine Herrschaft, bestellte die Post nicht um. Wir glaubten nach Dessau zu fahren und befanden

uns auf dem Wege nach Halle, wären wir über die erstgenannte Stadt gefahren, so würde uns Nichts begegnet sein.

Die Landstrasse war unbelebt; wir wünschten uns schon Glück und kamen ohne Unfall in Grosskugel an. Da versicherte der Postmeister, dass wir es durchaus wagen könnten, nach Halle zu gehen; in einer Stunde komme eine Post von dort. Er rieth uns diese abzuwarten und uns dann zu entscheiden, ob wir über Landsberg nach Dessau oder nach Halle fahren wollten; mehrere Reisende waren derselben Meinung. Nach einer Stunde kam ein Courier mit dem strengen Verbot, Pferde zu liefern; denn die Franzosen wären im Gefecht vor Halle und würden von dort direct nach Leipzig gehen.

Diese Nachricht brachte uns in die schrecklichste Verlegenheit. Frau Doctorin Gröning war ausser sich vor Angst; Annchen zitterte; ich lief mit dem Bedienten durchs Dorf, um Pferde aufzutreiben. Die Schreckensnachricht hatte alle Thüren verschlossen. Einige öffneten garnicht, Einige erst nach vielem Klopfen

wir trafen Familien betend. Daran war garnicht zu denken, sie zum Anspannen zu bewegen; die Meisten hatten auch ihre Pferde in Wäldern oder in entfernten Dörfern versteckt. Blieben wir, so riskirten wir Alles. Mit steigender Angst klopfen wir an die letzte Hütte des Dorfes, da erblickte ich einen leeren Postwagen, der nach Leipzig zurückfuhr; ein gutes Trinkgeld überwog jede Bedenklichkeit den Postwagen stehen zu lassen und die Pferde vor unsere Kutsche zu spannen. Getröestet und beruhigt, kehrien wir nach dem Posthause zurück, wo wir noch zwei Wagen mit Juden vorfanden. Jeder suchte den Postmeister zu bewegen, ihn allein zu sprechen. Das wurde ein Aufruhr unter den Reisenden; vorzüglich schimpften und schrien die Juden, welche glaubten, unsere Beredsamkeit hätte den Postmeister erweicht; der Postillon beendigte den Streit mit einem derben Fluch, und so setzten wir uns denn wieder in den Wagen und mussten noch das Glück beneidenswerth achten, auf demselben Wege zurückzukehren auf dem wir gekommen waren.

Kaum hatten wir eine Viertelstunde gefahren,

so wurde unser Wagen von Flüchtlingen umringt, welche direct aus der Jenaer Schlacht kamen und in der Angst ihres Herzens noch nach Altenburg wollten; Einige hatten ganz blaue Gesichter. Obgleich wir nur zwei einhalb Meilen entfernt waren, hörten wir doch kein Schiessen, weil der Wind den Schall von uns abblies. Kaum kamen wir in ein Dorf, so guckte aus jedem Fenster uns ein neugieriger Kopf entgegen, der den Postillon mit vielen Fragen bestürmte und, tüchtig angelogen, sich wieder zurückzog. Uns war mit diesen Unterredungen wenig gedient; denn wir hatten kein Verlangen, dem grossen Gefolge auf der Landstrasse zu begegnen und mit ihm in Leipzig einzuziehen.

Um sechs Uhr Abends sahen wir mit noch grösserer Freude, als das erste Mal, die Lichter der Stadt. Wir waren kaum anderthalb Stunden in dem wirklichen „Hotel de Saxe“ eingekehrt, wo uns Jedermann mit Fragen bestürmte — Alle waren in der fürchterlichsten Ungewissheit — da waren auch schon die Franzosen da. Diese hatten im Durchmarsch Gross-

kugel tüchtig mitgenommen; wir dankten der Vorsehung, dass wir diesem Schicksale gnädig entgangen waren.

In einem Augenblick ward in Leipzig Alles kriegerisch gestaltet; es wurden Lagerfeuer auf der Strasse gemacht, die Kirchen als Wacht-räume benutzt; kein Bürger durfte frei passiren; die Thore wurden geschlossen und von unserem Hotel, welches die Aussicht ins Freie hatte, sah man drei verschiedne Brandstätten: angesteckte Dörfer und Magazine. Das sind kleine Vorfälle, welche von den Zeitungen kaum berührt werden und doch dem ruhigen Bürger viel Sorge und Noth machen. Der Krieg ist ein schreckliches Ungeheuer.

Das ganze Hotel stürzte voll Offiziere; wir mussten am anderen Tage eine Treppe höher gehen und am Ende ganz ausziehen, weil der Kaiser Napoleon mit seiner Suite erwartet wurde. Ich wandte mich an meinen alten Freund Graff, der sehr verwundert den Pinsel fallen lies und mit der Brille mich anblickte, als wollte er mich durch und durch schauen: „Sind Sie es? Ich glaubte, Sie sässen schon in

Bremen hinter dem Ofen — versteht sich, was ist da zu machen; muss wieder bei uns wohnen." Darauf gab er mir einen recht warmen Schweizer Händedruck. Wir bekamen mit grosser Noth ein Zimmer zum Schlafen und Wohnen; denn auf Madame Græff's Etage logirten vier hereingeflüchtete Damen, drei Schweizer, drei Curländer, ein Livländer: alles Studenten, ferner ein versteckter Engländer, Professor Graff und wir Bremerinnen, endlich Frau Græff selbst mit drei Cousinen und einer Dienstmagd.

Durch die Menge der Fremden, welche ihrer Pässe wegen zurückgehalten wurden, durch mehrere Regimenter der Franzosen und durch die hereingetriebenen Flüchtlinge entstand bei dem gänzlichen Mangel an Zufuhr eine Theuerung an Lebensmitteln. Alle Nationen in unserem Hause speiseten mit einander. Durch dieses Gemisch von verschiedenen Menschen gab es manche komische Scenen. Wir würden recht lustig gewesen sein, wenn nicht das vergebliche Ringen nach einem Pass, die immer wiederholten Plünderungsgeschichten und

mehr als Alles, die näheren Details der schrecklichen Niederlage bei Jena uns den Muth genommen hätte. Auch die Franzosen müssen entsetzliche Verlüste erlitten haben, weil sie ihre Verwundeten bis nach Leipzig schleppten und aus allen Häusern Charpie und Leinwand requirirten.

Die Schwierigkeit, Pässe zu erhalten, wurde immer grösser. Der Bediente, Etienne Deshommes, der doch selbst ein Franzose war, stand vom Morgen bis zum Abend immer ohne Erfolg da; unsere Sache wurde noch dadurch sehr verschlimmert, dass Frau Doctorin Grœning den Bremischen Pass in Berlin mit einem Preussischen vertauscht und den ersteren als unnütz zerrissen hatte; das war jetzt keine besondere Empfehlung. Endlich des langen Wartens überdrüssig, kam Deshommes auf die echt franzoesische Idee, dass die bekannte Höflichkeit der Franzosen einer Dame eine Bitte nicht abschlagen würde. Durch die Noth gedrungen, lies ich mich bewegen, mit ihm zum Stadthause zu gehen. Der innere Hof des Gebäudes war voller Menschen; Deshommes

wandte sich an einen Secretair, dieser führte mich sehr hœflich die Treppe hinan und bemerkte mein Zittern — „N'ayez point de peur, Mademoiselle; nous sommes Français et respectons les dames. Quel est votre demande?“ Ich kam mit meinem Anliegen heraus; er führte mich in einen grossen Saal. wo vier Tische, aufgehæuft mit Pæssen, standen. „Cherchez, cherchez, Mademoiselle !!“ — Ach, ich konnte vor Angst kaum die Buchstaben lesen; mit Herzklopfen suchte ich einige Augenblicke, allein es fiel mir ein, dass ich mit Freuden unsere Preussen hier begraben kœnnte. Ich bat daher, ob nicht auf den Pass unseres Bedienten, der in Bremen ausgefertigt worden, auch unsere Namen gezeichnet werden dœrften. Dies geschah und ich wurde mit der Bemerkung entlassen: „Les dames font les charmes de la vie; mais sur le chemin et dans la guerre elles n'ont point de consideration.“ Mit welchem Vergnügen verlies ich die angesehene Passversammlung. Auf dem Vorplatze standen einige Polnische Juden, welche mit grimmig neidischen Blicken nach meiner beglückten

Hand schielten; ich sprang die Treppe hinunter, wo Deshommes seiner endlichen Erlösung harpte und seinen herrlichen Einfall bis in die Wolken erhob.

Jetzt wurde der Tag unserer Abreise bestimmt; mit schwerem Herzen schied ich von Goeschen und seiner interessanten Familie, in der ich wie eine Tochter aufgenommen war; die Wohlhabenheit, die sich überall zeigte, gleich fern von Dürftigkeit und von übertriebenem Luxus, war in einer Familie von sieben kräftigen Kindern sehr erfreulich; dem Hause schlossen bedeutende Männer, als wahre Freunde, sich an, z. B. die erzählenden Schriftsteller Apel, Rochlitz und Seume; dazu die musterhafte Hausfrau, welche mit Umsicht, Ernst und Liebe regierte und eine herrliche Mutter war. Ein schönes Zusammenleben!

Durch den Tod des Commandanten Macon ward der Plan unserer Abreise wieder zerstört. Noch einmal wurden die Thore gesperrt; ohne besonderen Passirschein konnte Niemand die Stadt verlassen. Unsere Geduld musste noch eine weitere Prüfung bestehen. Deshommes

war von der Schildwache zurückgewiesen; ich konnte mich unmöglich unterziehen den peinlichen Weg allein zu machen, doch entschloss sich Annchen mitzugehen. Es kam uns ein empörender Leichengeruch entgegen; denn der Commandant war dieselbe Nacht an einem böesartigen Faulfieber gestorben. Wir wurden in ein Vorzimmer gelassen, während in dem offenstehenden Saale das Leichenbett stand. In der Ecke des Zimmers sass ein schöner, junger Mensch, traurig vor sich hinstarrend; er beweinte seinen Wohlthäter. Ein verwundeter Oberst wollte mit uns sprechen; da trat eine Deputation Leipziger Rathsherren herein und beklagte das Schicksal der Stadt, einen so braven Mann verloren zu haben, in sehr hœfflich gesetzten Worten. Wir Mædchen drængten uns furchtsam in einen Winkel. Wie die Deputation entlassen war, kam der Oberst auf uns zu und fragte nach unserem Begehren; er gab darauf dem Secretair den Befehl, uns ein Billet zu schreiben. Dies Mal æusserte sich keine laute Freude; wir dachten an Menschenleben, an Streben nach Würden und

Ehren, an die Nichtigkeit des Glückes.

Das Begräbniss sollte Tages darauf feierlich begangen werden. Am Abend wurde eine Trauermusik von den Thomasschülern unter Leitung der besten Sænger aufgeführt; auch mir wird dieser Abend unvergesslich sein. Die brennenden Fackeln und der volle schöne Mænnergesang ohne Instrumentalbegleitung, die wunderbare Wirkung von Licht und Schatten, welche durch Fackelbrand und Mondlicht hervorgebracht war, wæhrend der Himmel bald die Trauerscene mit einem schwarzen Vorhange verdeckte, bald mit dem herrlichsten Lichte umstrahlte, als wolle er Trost in die Seele der Sterblichen scheinen und ihren Blick himmeln ziehen. Der Gesang verhallte in leisen, wehmüthigen Tænen; jeder Sænger senkte seine Fackel, ging und legte sie auf den Degen des Verstorbenen. So wurde ein Rauchaltar errichtet, auf welchem die Flammen, hoch auflodernd, sich zum Himmel schwangen. Ein kühler Herbstwind blies den Rauch wirbelnd gen Himmel, bis er sich mit den Wolken dort oben zu mischen schien und den Mond verhüll-

te. Als das Opfer gebracht war, da trat der Mond hell und heller hervor und erleuchtete dem Menschenvolke die nahen und die fernen Wege. Dies war ein Moment in meinem Leben, an welchen eine stille, bedeutsame Sprache von Oben geredet wurde.

Tages darauf verliessen wir Leipzig und sollten es so sobald nicht wiedersehen. Der Sicherheit wegen wählten wir einen sehr grossen Umweg über Auerstädt, Weimar, Eisenach, Cassel u. s. w. Den ersten Abend erreichten wir Naumburg, das in einer herrlichen Gegend liegt, deren Reize, selbst von einem dichten Nebel umhüllt, durchschimmern. Am andern Morgen führte uns der Weg bergan; ein starker Nebel verschleierte das Thal; sobald wir auf den Rücken des Berges kamen, ward es heller.

Oh, dass es dunkel geblieben wäre! bald entdeckten wir an den Ueberresten, dass hier der von Deutschem Blut getränkte Boden war. Auf einer Strecke von fünf Stunden war er übersæet mit Resten von Montirungsstücken, Hüten, Sæbeln, halbangebrannten Bæumen.

selbst blutbefleckte Stellen zeigten sich; besonders häuften diese sich in den Hohlwegen; denn die Franzosen hatten sofort die Höhen eingenommen und das schwere Geschütz auf einen Berg gebracht, wo es das ganze Schlachtfeld bestreichen konnte; allenthalben Tod und Verderben. So ging es abwechselnd immer weiter; wir konnten nicht mehr umher blicken; es war ein fortgesetztes, grässliches Bild! Die einzigen lebenden Wesen waren Schaaren von Raben, welche sich mit einem unerträglichen Gekrächze an dem übrig gebliebenen Vieh sättigten. Auf einzelnen Stellen keimte die Saat frisch und fröhlich hervor und stand zwischen der Zerstörung so unschuldig, als gäbe es keinen Krieg.

Endlich kamen wir in Auerstädt an, wo 70 Häuser ein Raub der Flammen geworden waren. Hier war uns das Fürchterlichste aufbehalten: die Verzweiflung der Menschen. Die Frauen waren eben wieder zurückgekehrt. Einige suchten unter dem Schutte; Andere machten Feuer auf der Strasse; Andere holten versteckte Wintervorräthe aus Gruben hervor.

Das Posthaus war ein Eckhaus und nur halb abgebrannt; denn nach dem Ausbruch des Feuers hatte der Wind sich gedreht und die fernere Zerstörung abgewehrt. Hier stiegen wir ab. Ein verwundeter Postmeister empfing uns; er öffnete die Stube: einen leeren Raum. Zerschlagene Fenster, eine Bank und ein Tisch, die Wände mit niedrigen Zoten beschmiert; der daneben liegende Hof mit Kugeln bedeckt.

„Hier war es sonst recht schön,“ sagte der Postmeister, „jetzt kann ich es nicht rühmen.“ Da wir Deutsch antworteten, wurde er gesprächig; er hatte uns für Franzosen gehalten, weil wir der Sicherheit wegen mit Deshommes Französisch sprachen und dieser eine militärische Hut-Cocarde sich erhandelt hatte. „Ach,“ sagte er, „hier ist der Obercommandeur der Preussen, Karl Wilhelm Ferdinand, der Herzog von Braunschweig, verbunden worden. Dem war übel zugesetzt; wo der alte Herr wohl sein mag? Hier in dieser Stube hat der König von Preussen den Plan zu unserem Unglück entworfen.“ Er zeigte uns einen

Eichbaum, unter dem König Friedrich Wilhelm III nach der Schlacht wie betäubt gestanden habe; nur durch den Zuruf seiner Offiziere sei er bewogen den Platz zu verlassen.

Während der Postmeister eine furchtbare Beschreibung von der Wuth der Menschen machte, welche von dem Schlachtfelde gekommen seien, erhob sich ein freudiges Gemurmel; denn eine Flucht Tauben war wiedergekehrt und hatte die alte Lieblingsstätte aufgesucht. Hoch in der Luft flog das lustige Gesindel in weiten Cirkelschlägen um das Haus.

Frau Doctorin Gröning war keine kalte Zuschauerin; sie spendete mit vollen Händen den elenden Menschen, denen Nichts geblieben war. Wir konnten selbst kein Brodt zu unserem Thee haben, den wir uns in elenden Gefäßen verfertigten; denn wir waren körperlich und geistig völlig erstarrt.

Bald hinter Auerstädt hörte die Zerstörung auf. Wir sahen nur einzelne Stellen, wo Wachtfeuer gewesen waren, aber wir fühlten jeden Stoss des Wagens doppelt, weil der Braunschweiger Herzog diesen Weg mit seinen

schweren Wunden und verlorenem Auge un-  
ausgesetzt in vollem Gallop zurückgelegt hat;  
wie schwer mag ihm dies geworden sein, da es  
immer über grosse Feldsteine geht. Wir be-  
gegneten einem Regimente Hessen-Darmstæd-  
ter, welche uns nicht ungeneckt, doch unge-  
stört ziehen liessen.

Um vier Uhr Nachmittags kamen wir in  
Weimar an. So glaubte ich nicht die liebe  
Stadt wiedersehen zu müssen; Plünderungs-  
geschichten waren die Geschichten des Tages.  
Annchen und ich gingen in den durch Goethe  
berühmt gewordenen Park; aber auch da ver-  
folgten uns die Verwüstungen. Der schöne  
Pavillon, den ich früher mit stattlichen Blu-  
menfestons geschmückt gesehen hatte, stand  
jetzt verwahrlost da; unser Führer erzählte  
immer grässlichere Kriegsgeschichten. Dabei  
fiel ein kalter Regen; uns wurde ganz schaurig  
zu Muthe. Wir eilten nach Haus und legten  
uns bald nieder, von all den traurigen Em-  
pfindungen erschöpft.

Am nächsten Morgen rüsteten wir bei Zei-  
ten; denn unser Ziel war Eisenach. Der Tag

war heiter und schön. Keine Spur vom Kriege war sichtbar; denn der Herzog von Gotha war neutral geblieben; die Menschen im gewöhnlichen Gleichmuth des Alltagslebens; die Dörfer mit Vieh belebt. Der Anblick des Friedens weckte unseren Muthwillen; denn nun hielten auch wir uns sicher.

In Gotha war Jahrmarkt; dadurch hatte die Stadt noch mehr ein fröhliches, geputztes Ansehen. Es war mir, als sei ich noch gar nicht vom Platze gewesen; denn auf unserer Hinreise trafen wir auch die Jahrmarktszeit. Dies machte uns nun vollends toll; wir trieben uns bei den Kuchenzelten umher, kauften uns ein Andenken und am Ende warfen wir unsere Kupfermünzen zum Fenster hinaus, mitten unter einen Haufen Gassenbuben. So ist der Mensch ein Instrument, das bald verstimmt, bald zu hoch gestimmt wird, zumal wenn es unschadhaft und jung ist.

Im Dunkeln, spät in der Nacht, erreichten wir Eisenach. Uns war die Zeit nicht lang geworden; der Postillon blies vortrefflich, und in der Stille der Nacht, wo nur unser Wagen ras-

selte, klang die einfache, erhebende Melodie so schön und beruhigend: „wer nur den lieben Gott læsst walten.“ Leise, leise sangen auch wir: „wer nur den lieben Gott læsst walten.“

Früh um fünf Uhr brachte uns unser Postillon noch einen herrlichen Morgengruss, ehe er von dannen zog. Die Wartburg lag in grauem Nebel vor unserem Auge, wie die Vorzeit vor unserem Gedächtniss. Das schöne Thal war noch tief verschleiert; da brach die Sonne durch. Das trieb uns zum Wagen hinaus und unser wartete ein einzig schöner Anblick! Der Nebel zertheilte sich; die fernen Berge schienen zu rauchen; in hellen Farben entwickelten sich die nahen Gegenstände. Ach, die Natur ist unerreichbar für die Kunst und unaussprechlich schön!

Wir kehrten in einem alten Jagdschloss ein, in welchem Anstalten zum Erndtefest gemacht und namentlich viele Kuchen gebacken wurden. Unser Weg führte dann durch die schönsten Gegenden, welche mehr verdienen gerühmt zu werden, als viele berühmtere. Mitten in einem Dorfe fanden wir vor einem Hause

alle Bewohner versammelt. Ein junger Bauer, mit vielen Bändern geschmückt, brachte uns ein Glas Branntwein, um Gesundheit von Braut und Bräutigam zu trinken; es war Hochzeit, und der Bräutigam wollte den Vorüberziehenden sein Glück zeigen. Liebliche Bilder des Friedens: Erndtefest und Hochzeit.

Hinter diesem Dorfe änderte sich auf eine fürchterliche Weise die Scene. Entwaffnete hessische Soldaten kamen truppenweise bei dem Wagen an und erzählten mit wüthenden Geberden, wie sie durch einen schnellen, völlig unerwarteten Ueberfall von den Franzosen geschlagen waren, welche sich sonst immer als Freunde ihres Vaterlandes gezeigt hatten. Diese Nachricht empöerte uns und machte uns zugleich besorgt; denn Cassel konnten wir nicht vermeiden. Besonders war ich am Abend, da wir in der Dunkelheit fuhren, bange, dass Marodeurs die erste Unordnung und Verwirrung benutzen würden, um die Landstrasse unsicher zu machen.

Cassel erreichten wir gegen 10 Uhr Abends. In den meisten Strassen wurde „Halte“ geru-

fen; Alles war voll von Franzosen, die noch nicht in Quartier waren. Als wir still hielten, rannte ein Soldat mit dem Bajonett eine Haus-  
thür ein, welche sich nicht gleich öffnen wollte. In fünf Gasthöfen wurden wir nicht aufgenommen; endlich glückte es uns doch. Unser Magen musste heute genügsam sein; er war den ganzen Tag auf Cassel verträestet worden; aber wir konnten wegen der vielen unerwarteten Gäste nichts bekommen. Ueberall herrschte die grösste Unzufriedenheit und Erbitterung; die Hessen waren eben durch Ueberraschung und Uebermacht gekettet, ehe sie es selbst wähten. Kurfürst Wilhelm entfloh in dieser Nacht.

Den anderen Tag besahen wir die Merkwürdigkeiten von Cassel mit einem eigenen Interesse. Welche Härte für den Landesherrn seine Unterthanen und sein rechtmässiges Erbtheil in der Nacht als Flüchtling, ohne Schwertschlag, verlassen zu müssen.

Bei unserer Abreise freute sich Frau Doctorin Gröning den Kriegsschaaren entgangen zu sein; ich mochte ihre Freude nicht stören,

aber ich sass zurück im Wagen und sah die Bajonette der uns folgenden Franzosen.

In Münden bekam die liebe Weser unseren ersten freundlichen Gruss; es war am 2ten November. Die Franzosen besetzten gerade die Stadt, als wir die Postpferde wechselten. Da verliessen wir sie und gelangten ohne Unfälle über Göttingen nach Hannover, wo die neuere Haltung Preussen's und der alte Englische Einfluss gegen einander contrastirten. Dann ging's direct nach Bremen, ausser dass wir nicht über Nienburg kommen konnten, weil dort die Passage gesperrt war, sodass wir noch einen kleinen Umweg über Verden machen mussten,

Der Weg von Achim nach Bremen schien unserer Ungeduld viele Meilen lang zu sein. Wie klopfte mir das Herz, als ich in der Vorstadt den wohlbekannten Schall der Bremer Glocken wieder hörte. Der Wagen hielt vor dem Gröning'schem Hause; da wartete der Frau Doctorin die schönste Ueberraschung. Aus dem hellerleuchteten Gebäude stürzten ihre Kinder und auch ihr Gemahl heraus, den

sie in Paris wahnnte. Ich drückte mich in die Ecke des Wagens; denn die ersten Augenblicke neuen Glückes sind zu schön, um von fremden Zeugen entweiht zu werden. Auch mir schlugen geliebte Herzen entgegen; ich eilte, so schnell es ging, davon. Je näher ich dem väterlichen Hause kam, desto beklemmter ward mir zu Muthe. Jetzt sah ich das Licht des Wohnstubenfensters; ich öffnete die Hausthüre. „Bist Du es, Mete?“ rief Sophie mir über der Gallerie entgegen. „Ich bin's!“ Mehr brachte meine weinende Stimme nicht hervor. Da stürzten Mutter, Vater und Schwester mir entgegen und ich genoss die seligste Erdenfreude: das Wiedersehen der Lieben!

